

Dr. Wolfgang Utschigs Neujahrsschrift 2008
Dr. Wolfgang Utschig's New Year's Composition
L'Étude à l'An Nouveau de Dr. Wolfgang Utschig 2008

Wolfgang Utschig

JAKOB VAN HODDIS: „*Weltende*“

Eine interpretierende Darstellung

Lancelot Serien / The Lancelot Series / Les Séries Lancelot
Atlas 93 152 Nittendorf 2008
Email: Lancelotpropre@aol.com

Wolfgang Utschig

JAKOB VAN HODDIS: „*Weltende*“
Eine interpretierende Darstellung

Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut,
in allen Lüften hallt es wie Geschrei,
Dachdecker stürzen ab und gehen entzwei
und an den Küsten – liest man – steigt die Flut.
Der Sturm ist da, die wilden Meere hupfen
an Land, um dicke Dämme zu zerdrücken,
Die meisten Menschen haben einen Schnupfen
Die Eisenbahnen fallen von den Brücken.

Alte und neue Gedichte existieren, die sich mit Katastrophen der Menschheit befassen, mit dem Krieg etwa (ANDREAS GRYPHIUS, GEORG HEYM), mit den Pestilenzen, ja gar mit den während der zweiten großen Welt-katastrophe erfolgten Massenmorde, zu denen eindeutig nicht nur die nationalsozialistischen zählen, sondern auch die in den sowjetischen Gulags und noch anderswo geschehenen, in Dresden etwa, und die sogenannten Nanking-Massaker ebenfalls. Bei diesen schlimmen Ereignissen können wir jetzt nicht verweilen. Denn es geht um Jakob von Hoddis überaus kurzes Gedicht „*Weltende*“. Nicht nur Christen glauben an ein (wie auch immer geartetes) Ende der Welt. Wie allgemein bekannt sieht selbst die Astrophysik ein solches vor. Die größte Gefahr für die Fortexistenz der Erde bedeutet ein *Meteoriteneinschlag*. Und eben liest man in der Zeitung, möglicherweise stehe der Mars vor einem solchen; Wissenschaftler haben errechnet, daß die Wahrscheinlichkeit des Mars-Treffers 1:75 beträgt. Ein großer Meteoriteneinschlag auf der Erde könnte in der Tat das Ende des belebten Planeten bedeuten. Unvorstellbar schrecklich vernichtende Turbulenzen entwickelten sich, tosten sich in unserer Atmosphäre aus. An so etwas denkt man zunächst im Falle von HODDIS' Gedicht. Der Name meint übrigens ein Anagramm von *Johansen*. So der wirkliche Autorennamen.

An erwähnte mögliche Weltall-Katastrophen erinnert man sich bei diesem kleinen Werk. Unbändig starke Wirbel bilden sich in der Luft. Dadurch werden den Binnenlandbewohnern zunächst nur die Hüte von den Köpfen geweht. Aber es kommt schlimmer, je weiter man liest, also von Zeile zu Zeile, die sich trotz ähnlicher Inhalte dennoch ganz auffällig voneinander absetzen. Es scheint unverständlich, dass sie wenig miteinander zu tun haben, lediglich Reihungen bedeuten. Sie beziehen sich zwar insgesamt auf ein- und denselben, jedoch unverständlichen Vorgang. Folglich hängen sie alle irgend gegenseitig zusammen. Die Lüfte sind voller Geschrei. Ist es Lärm, von apokalyptischen Reitern verbreitet? Eher noch euphemistisch für das ungeheure Getöse gewisser möglichen Katastrophen. Nämlich das entsteht, wenn ein großer Himmelskörper in die Erdatmosphäre eindringt und sich an der Luft zerreibt, die Temperaturen hochtreibend, sodass Stürme wahrlich unbekanntes Ausmaßes entstehen. Und dann, beim Einschlag folgen die schlimmsten Erschütterungen, Beben und Kraterbildungen. Auf den Häuserdächern arbeitende Menschen werden heruntergeweht wie nichts. Ansteigende Hitze oder anderes erzeugt an den Gestaden hohe Fluten. Die Meeresspiegel steigen. Kommt eine Sintflut?

Über diese Vorgänge ist derjenige, der sich in dem Gedicht äußert, aber doch nicht so sicher, weil er das Erwähnte bislang offenbar nur aus Zeitungen vernommen hat, wie er in einer eingeschalteten Parantese mitteilt. Im Ganzen mäßigend-calmierend klingt das ganze Stück schließlich doch, mit den ziemlich regelmäßigen klassischen fünfhebigen Jamben. Auch die Vokalklänge scheinen durchaus ausgeglichen, jedenfalls nach erstem Hinhören. Man vernimmt fast alle Vokale, doch ergibt sich eben kein Wohlklang. Denn die Laute kontrastieren zu gewaltig mit dem Inhalt, der ein Szenario andeutet, mit dem wir beispielsweise ebenfalls zu rechnen hätten, wenn sich die Aufheizung der Erdatmosphäre fortsetzt. Man assoziiert bei der Lektüre also Weltuntergangs-Szenarien, die heute nicht ganz undenkbar sind, sodass überhaupt kein Anlass besteht, ältere Szenographen zu belächeln. Wir denken an die CO₂-Aufheizung, für die freilich nicht ein Himmel, sondern die ganze Menschheit, ihre Vermessenheit,

Gleichgültigkeit und Gier allein und voll verantwortlich sind. Weitere Vernichtungs-Szenarien wollen wir nun gar nicht mehr ansprechen, die von der Kernkraftgewinnung ausgehende Gefahr, den Ressourcenmangel usw. Vor der CO₂-Drohung hat kürzlich gar der Heilige Stuhl in Rom gewarnt, eine Instanz, der man gewiß nicht absprechen darf, für das Allerletzte besonders zuständig zu sein.

Jedenfalls geht es ganz ähnlich in der zweiten Strophe des zweiteiligen Gedichts weiter. Der Sturm, der bislang fortwährend vertikale Bewegungen erzeugt hat, breitet sich nun horizontal aus, fegt übers Landesinnere. Selbst die allerstärksten Deichbauten werden eingedrückt. Die Meere *hupfen*, heißt es. Sie drücken durch die dicken Dämme und spülen sie einfach weg. Da handelt es sich um eine Art von Ausdrucksweise (übrigens biblischer Herkunft), in der sich zumeist eher unbeteiligte oder gar schadenfrohe Zuschauer mitteilen, denen solche Zerstörungen behagen, die daran Vergnügen empfinden, Spass, Belustigung und Schadenfreude. Galgenhumor ist das kaum. Solcher schlosse das *Ich* ein. Es ist *Schwarzer Humor*. Deshalb gebraucht der Berliner VAN HODDIS oberdeutsches, unumgelautete *Hupfen* für Hüpfen. „*Die wilden Meere hupfen.*“ Dem eignet Naiv-Kindliches, Groteskes zugleich. Es gibt Leute, die sich amüsieren mögen, wenn ein Tanzbär auf angeheiztem Boden seine Hinterläufe heben muss. Und so anscheinend Tanzbewegungen macht. Der erwähnte Zuschauer wird eher *hupfen* als hüpfen sagen. Derartige linguistische Beobachtungen werden freilich nur wenige tun, nur diejenigen tun und zu Papier bringen, die mit sprachlichen Feinheiten zu operieren vermögen. VAN HODDIS jedenfalls verfügt über solche Fähigkeiten. „*Die wilden Meere hupfen*“ bedeutet eher Chiffre als Metapher. Eine letztere ließe sich einigermaßen leicht erschließen, nämlich als die glückliche Zusammensetzung beieinanderstehender Wörter, die nur in einem eben vorliegenden Kontext etwas Neues und Gelungenes meinen, aber einzeln für sich nur Banal-Eindeutig-Herkömmliches bedeuten. Natürlich ist die Chiffre auch ein sprachliches Bild, aber man muss eine solche länger auf sich wirken lassen, bevor es sich dieses dem Bemühten zuletzt doch erschließt, vor allem über den Gefühlseindruck.

Sodann der erwähnte *Schnupfen*. Mit solchen Symptomen haben Pestilenzen eingesetzt, weshalb man sich heute noch *Gute Gesundheit* wünscht, wenn jemand niest. Damals, als die Natur noch nicht so sehr beherrscht wurde wie jetzt, waren die Menschen auf üble Szenarien mental von vorneherein besser eingestellt als wir heute. Was ferner damit zusammenhängt, dass die modernen Regierungen um ihrer Ruhe willen Katastrophales gerne herunterspielen. Einst bedachte die Obrigkeit, Menschen auf das mögliche zeitliche Ende vorzubereiten und überhaupt mehr vorzusorgen. Heute besorgt sie sich allem Eindruck nach um nicht viel mehr als um die zum Leben nötige Hand im Mund. Denn damit gelingt es ihr, das fernere Dasein zu fristen. Viele Menschen wollen von einem Weltende nichts hören, ganz besonders nichts von einem *Jüngsten Gericht*, vor dem man sich zu rechtfertigen hätte. In dem zur Rede stehenden Gedicht folgt dann auf die banale Beobachtung grassierender Verschnupftheit (übergangslos und ganz lapidar als letzte dieser wie isoliert für sich stehenden Zeilen) schließlich die Feststellung, dass Eisenbahnen von den Brücken fallen, ein Satz, der eher nach einem Futur als nach dem Präsens klingt. Gemeint ist: Wenn es so fortgeht wie geschildert, wird gar der Eisenbahnverkehr zusammenbrechen. Das Eisenbahnwesen dürfte noch immer die größtdimensionierte Errungenschaft des technischen Fortschritts darstellen. Freilich, von den Brücken stürzende Eisenbahnen zu sehen bedeutet heute eigentlich nichts Besonderes mehr. Die diversen Abenteuer- und Katastrophenfilme haben uns derartiges zur Genüge vorgeführt. Dergleichen wirkt heute schon eher wie ein weit verbreiteter Topos, der HODDIS' modernen Lesern eine Annäherung an das von ihm Gemeinte aber eher erleichtert als erschwert. Selten sind es ja die riesigen Touristenbomber, die Wolkenkratzer rammen, entzweigen machen und sich dazu.

Damit haben wir das Problem eines grundsätzlichen Verständnisses angesprochen. Das Gedicht erscheint fremd, unverständlich wirr, ja konfus. Die verwendeten Chiffren (Metaphern gibt es hier eigentlich nicht; solche wären überdies leichter analysierbar) muss man auf sich wirken lassen, da sie sich rationaler Erschließung wohl zur Gänze widersetzen).

Wieso haben die Bürger, denen der Sturm den Hut fortweht, spitze Köpfe? Die Chiffre bezieht sich wohl auf die Redensart von den spitzen Gesichtern, die manche bekommen, erschrecken sie darüber, was ihnen rechteigentlich erblüht. Dann wäre es vielleicht ursächlich nicht einmal der Sturm, der diese Hüte, wichtige Requisiten bürgerlicher Kleidung, Symbole bürgerlichen Habitus', plötzlich entsorgt, ein Ausdruck, der sich dem Leser hier geradezu aufdrängt. Dem Verlust der Kopfbedeckungen eignet groteske Komik. Diese verstärkt sich wenig später, als von den herunterstürzenden Dachdeckern die Rede ist, die entzweigen. Eigentümliche, schockierende Sprachkomik! Wirklich Unberührtheit vom Tode „*entzweigegangener*“ Menschen? Teilnahmslosigkeit? Handwerker, die Sturmschäden ausbessern, können gar nicht wie besagt umkommen, nur fallende Dachziegel gehen entzwei wie Geschirr. Entzweigen ist übrigens wiederum nicht berlinerisch-norddeutsche Ausdrucksweise, sondern nochmals eher süddeutsch-österreichisch. Jedenfalls wird gemeint sein, dass Dachpfannen nach dem Herunterfall zerspringen. Die Formulierung bedeutet eine weitere Chiffre. Sie resultiert vielleicht davon, dass sie zwei voneinander verschiedene, doch nicht zusammendenkbare Vorgänge zusammenfaßt, den Todessturz von Dacharbeitern und das Zerspringen der Ziegel. Was die Dachdecker angeht, stellt eine derartige Chiffre allerdings eine sehr depersonalisierte Sichtweise dar. Ein Mensch zerschellt wie Frankfurter Pfannen. Zum anderen stellt diese Sicht der Geschehnisse spezifischen schwarzen Humor dar, den nicht jeder nachvollziehen mag. Vielleicht missversteht er ihn als nur oberflächlich, infolge alter Nachwirkung oft gesehener Zeichentrickfilme, in denen man mit harmlosen Bösewichtern, Tierkarikaturen, ähnlich grotesk verfährt, zum Beispiel indem man sie immer wieder in die Luft sprengt. So ist *Kater Tom* in den Filmen des *Fred Quimby* des öfteren zersprungen, in mehrere Teile, wegen erlittener spezifischer Schneidungen oder Sprengungen. Solche Bilder haben manche Zuschauer sehr vergnügt, in den Filmen dieser Gattungen, die inzwischen von neuen Genresorten anderen schlechten Geschmacks ersetzt worden sind. Vielleicht besteht VAN HODDIS' *Schwarzer Humor* außerdem noch darin, dass der Autor so

Geschmacklosigkeiten des Massenpublikums karikiert. *Kin-topp* existierte schon, ja auch *Charlie Chaplin*. Da sich nahe bei den vermuteten Geschmacklosigkeiten biblische Wendungen befinden, wilde Meere und zerquetschte Dämme, werden sich Leser, die ohnehin nicht folgen konnten oder mochten, erst recht verstört wähnen. In der Tat sprach einst eine Münchener Zeitung über eine Lesung Hoddis'scher Gedichte davon, man habe selten *so bodenlos Schreckliches* vernommen.

HODDIS spricht also über den Weltuntergang, den er trotz des Sujets verniedlicht, bagatellisiert, etwa in der alliterierenden Zusammenfügung der *dicken Dämme*. Man kennt *dickes Schwein*, *dickes Glück*, ein *dickes Portemonnaie*. Das ist immer humoristisch gemeint und ebenso wohl die dicken Dämme, die sich unter der Flut wie auflösen. Mag es sein, dass man das kurze Gedicht als mehr humoristisch zu verstehen habe, bezogen auf die Furcht vor dem von Vielen befürchteten Weltuntergang. Zur Jahrhundertwende durchzog die Erde den Schweif des *Halley'schen Kometen*, und die darin enthaltenen Gase und Temperaturen könnten Zivilisation und Menschheit verglühen, vergiften machen, dachte man. Ganz aus der Luft gegriffen waren solche Ängste natürlich nicht. Zumal wir heute ähnliche, wenn auch nicht von außen herrührende ärgste Entwicklungen fürchten. Wir Menschen selbst haben sie herbeigeführt. Nun bekommen wir spitze Gesichter. In der Tat eignet HODDIS' Bildern etwas vom einst erwarteten, doch ausgebliebenen Halley-Szenario. So kommt es, dass man das Gedicht als Ulk auf jene Bürger ebenfalls sehen kann, die damals um Leben, Hab und Gut fürchteten, um die Fortdauer ihrer Welt.

Aber VAN HODDIS war in jeder Hinsicht ein äußerst sensibler Dichter. Dabei mag seine psychische Erkrankung eine Rolle spielen, die in der Literaturwissenschaft vielleicht überbetont wurde, wirklich. Wir wollen sie dennoch nicht unterschlagen. Unter solchen Kranken befinden sich Menschen, die daran leiden, stark, dass sie mehr fühlen und tiefer fürchten als viele andere und zwar zu Recht. VAN HODDIS gefiel nicht die Entwicklung der Menschen, der Gesellschaft und der vermeintlichen Errungenschaften der Technik. Letztere beide, man wird es nicht bestreiten, führten in der Tat mehr Ent-

menschlichung als Humanisierung. Der Autor merkte viel davon, nahm viel davon wahr. Er verweigerte sich ihnen voll und ganz und schrieb gegen sie an. Darauf weisen die zunächst unerklärlich eigentümlichen Wendungen wie diejenigen von den spitzen Köpfen und den herabfallenden Eisenbahnen. Wie gesagt, es sind Bilderwelten, die nach dem hollywoodesken Untergang des *World Trade Centers*, -zigmalig gesehen, gar nicht mehr schrecken mögen. Sie weisen auf anderes. Die ungerührt hingessagte Tötung der Dachdecker (und anderes Groteskes in HODDIS' Gedicht) korreliert schon mit der späteren Negierung menschlichen Empfindungen in der bevorstehenden Kriegs-Weltkatastrophe. Da gab es wirklich eine absolut unbegreifliche Regungslosigkeit gegenüber den in monströsen Zahlen umgekommenen Menschen, jedenfalls sofern es sich bei diesen Entzweigegangenen nicht um Nahestehende handelte. Schrieb VOLTAIRE gegen die einstige Seebeben-Flutwelle an, die in Lissabon unbekannt viele Menschen tötete, amüsierte man sich im Krieg bei Nachrichten wie dass eine Fliegerbombe in ein zufällig voll besetztes Lichtspielhaus einschlug, in dem Feindesland. Verstörend dumme Inhumanitäten gibt es beileibe nicht nur im kriegerischen Bereich, sondern ebenso im Zivilleben, freilich anders beschaffene. Auch mindere Dimensionen machen Angst. Im Grunde erschreckt das gesamte Ausmaß weniger als die Erscheinung überhaupt. Die zahlreichen unbekannt Toten der eigenen und der fremden Nationen der Weltkriege wurden, nachträglich besehen, allerdings zu regungslos, zu unsensibel hingenommen, registriert. Filmaufnahmen über Weltkriegshandlungen scheinen mit ungeheurem Wahnwitz behaftet, kaum wegen ihrer technischen Unvollkommenheit, die dabei freilich eine Rolle spielt, sondern prinzipiell. Von solcher Unvernunft, welche die bürgerlichen Welt beherrschte, hat der Autor natürlich bereits viel erspürt, wie er den Schrecken kommender und weiterer Kriegsjahre ebenfalls erahnt hat. Absurdes erlebt der Leser ganz ähnlich im Bild des entzweigegangenen Dachdeckers, befindet man zuletzt.

Freilich verfiel VAN HODDIS wie andere Expressionisten zunächst der genauso absurden Hoffnung, es war wirklich so, ein kommender Krieg werde den fragilen geistigen Zustand

der gesamten bourgeoisen Welt beiseite schaffen. Das wäre auch eine Art von Weltende und zwar ein positiv Gemeintes. Diesen Aspekt darf man nicht verschweigen, bei der Rede über das angesprochen Gedicht. Die Welt, wie sie damals bestand, existiert nicht mehr. Viele würden heute, wie wir glauben, es sei nicht zurückgehalten, gerne wieder mehr von einer Kultur bürgerlichen Humanismus' spüren. Gegen wohlverstandenen Humanismus dürften die Expressionisten gar nicht gewesen sein, im Gegenteil. Denn sie zielten ja ebenfalls, sind wir richtig im Bilde, auf humane Erfüllung der Menschen. Ihr *Sturm* (der Namen des Programms) wandte sich gegen überlebtes, verknöchertes, unlebendiges und empfindungsloses Bürgertum, gegen die Auswirkungen von dessen Denkungsart, Einstellung zu Wirtschaft und Gesellschaft und gegen die Lebensweise. Dergleichen haben Dichter schon immer getan, anzuschreiben gegen leere Überholtheiten. Der Poet betreibt sein Werk, damit sich Menschen und Dinge fortgesetzt erneuern, steigern, veredeln, falls nötig. Und da ist kurze und verstörende, appellhafte Dichtung oft wirksamer als lange Abhandlungen. Aber Umgang mit Gedichten muss meist geschult werden, von den Bildungsanstalten. In der Tat gehen einem bei VAN HODDIS' Lektüre alte und neue Sinne auf, eher als beim Gebrauch von Produktionen eines gewissen *Bill Gates*. Denn diese führen nicht direkt zu Erkenntnissen, bedeuten nur besonders anspruchsvolles Handwerkszeug. Übrigens ein solches, wo üble Erwartungen und Angst ebenfalls andocken.

Zurück zum Autor. VAN HODDIS war hochsensibel und hegte zu Recht ungute Erwartungen darüber, wie sich die nahe Zukunft entwickelte. Er dichtete konsequent konträr dagegen an, wogegen er sein Sträuben empfand. So eignet seinen Werken insgesamt sehr viel Attitude der Verweigerung. Attitude wird man als dichterisches Mittel anerkennen (nicht die Plattitude). Freilich, für diese Attitude hat er gar bezahlen müssen. Denn um als Individuum zu überleben ist gewisse Anpassung nötig. Früher oder später wird man Kompromisse eingehen müssen. Ansonsten hält man nicht durch. VAN HODDIS war dazu nicht bereit, zu den besagten Kompromissen. Die mentalen Konsequenzen folgten.

Wir begreifen also VAN HODDIS' Gedicht nun nicht nur als (allerdings wieder aktuelle) Anspielung auf ein mögliches Weltende und als eine Parodie auf alle spießbürgerlichen Furcht vor etwas von außen kommendem Unbekanntem, die sich dann doch als gänzlich gegenstandslos erwies. Wie die Weltuntergangs-Aufregung anlässlich der Kometennäherung. Zudem erscheint uns das Gedicht auch Ausdruck fortgesetzter Verweigerung von zeitgenössischen und fragwürdigen Denkart und Erstreben. Weshalb man den Satz „*Der Sturm ist da*“ als ganz schlichte, eigentlich völlig ungefährliche literarische Agitation betrachten kann. Das Zitat kann ebensogut meinen: Das propagierte Phänomen des literarischen Expressionismus solle wie ein Sturm über Spießbürger hinweggehen und deren Selbstdämmungen wegblasen. Wegen solcher Kunstbestrebungen könne es viele graue, spitze Gesichter geben. Man wird wahrnehmen, dass banal bürgerliche Lebensgestaltung enden muss. Schlicht entzwei mag sie gehen, so alt und spröde ist sie bereits geworden, sodass ihre Protagonisten, die ihre Selbsteinrichtung vor dem Sturm zu schützen wünschen, einfach herunterfallen, wollen sie an diesen vermeintlichen Schutzeinrichtungen herumbessern, an den Dächern. Die Pose des expressionistischen Sturms (letztlich handelt es sich nur um literarische Pose) plant nicht allein gegen die bürgerliche, sondern genauso gegen die technokratisch inszenierte Welt anzugehen. Diese habe zu fallen und sie wird es. Dass uns ähnliches Fallen bevorstehen mag, ist eigentlich ziemlich klar. Wissen wir doch, wie wir alle am knappgewordenen Öl noch hängen. Überhaupt scheint viel knapper geworden als einst. Und es fehlt an den Folgerungen. Wir wissen nicht so recht, wie dauerhaft und langfristig weiter. Wenn es so fortgeht, wenn man sich nicht grundsätzlich anders positioniert, nämlich zuallererst vom Ideal des schnellgemachten und bedenkenlos wiederinvestierten Profits abkehrt (der heute allerdings nicht mehr bürgerlich heißt), wird ein Tag kommen, an dem zwar nicht gleich die Eisenbahnen von den Brücken, doch immerhin die schönen Autos, unsere Lieblingsspielzeuge, von den Autobahnbrücken fallen. So von der *Sinzinger Brücke* ins gestiegene Wasser der Donau. Flutungen setzen ganze Länder dauerhaft unter Wasser.

Nicht anders wird es sein, wenn wir nicht in der Publizistik dagegen Sturm machen, einen des Denkens. Persönliche Verweigerung sind nötig und Verzicht, damit Durchbruch gelingt. Solches Vorhaben, Entfachen geistigen Sturms, bedeutet im Prinzip nichts Neues. Bereits THOMAS MANN schrieb (erheblich früher) in seinem ersten (in einer Schülerzeitung) publizierten Text vom *Sturm*, der das Neue, Bessere, Freie anführte. Das war Jugendstil, auch ein bisschen ironisch gemeint. Aber bei weitem doch nicht in dem Umfang, in dem Hoddiss mit Ironie, Sarkasmus, Humor und schwarzen Humor spielt. Da ist auch noch Dada.

Wie er schrieb, hatte er recht. Die ersten expressionistischen Dichter, zu denen unter anderen HODDIS gehört, hießen die Vorkriegszeit eine vor Wahnsinn knallende Zeit. Damit meinten sie die überall umgehende Jagd nach Geld und Erfolg sowie die kaum vermisste Ermangelung einfacherer und erst recht höherer kultureller Bedürfnisse und außerdem den immer weiter fortschreitenden Verlust der sozialen und metaphysischen Bindungen, einen Mangel, den man heute noch oder schon wieder anklagen muss. Aus dem nämlichen Grunde sprechen wir Hoddiss' Gedicht eminent großen Wert zu, der allerdings viel höher wirkt als bisher geglaubt. Es handelt sich um eine beispiellos kurze, dennoch äußerst wirksame Gesellschafts-Zusammenschau und -Wertung, nicht mit analysierenden oder erzählerischen, allein mit unraffiniert-schlichten, doch grotesken lyrischen Mitteln.

Zu diesen zählen, aufs Formale gesehen, vor allem die schwarzen und schwarz-humoristischen Chiffren und die scheinbar teilnahmslos aneinandergehefteten Reihungen, eine Teilnahmslosigkeit, die provoziert. Die beiden Phänomäne erscheinen in der zweiten Strophe sinister als in der ersten, nämlich weil der Autor vom lockerer klingenden umfassenden Reim (die Reimpaare enthalten jeweils zwei helle Laute in der Stammsilbe; besonders wenn man den Sinn der Wortpaare mitberücksichtigt, den von Geschrei - entzwei, die zwei eher schrill wirkende Diphthonge sind) eben jetzt zu noch schroffer zusammengestellten Reihungen übergeht, die nun ganz strikt zu Paarreimen geordnet sind, in denen allein dunkles u und ü als reimtragend auftreten. Freilich wird diese sehr strenge,

vielleicht eintönig klingende Form zweimal durchbrochen. Das tun zuerst die beiden tänzerischerisch wirkenden Daktylen, die sich, ein Hohn, gerade dort befinden, wo die Dachdecker stürzen. Ähnlich entdeckt man einen Zeilensprung in der zweiten Strophe, wo die Meere an Land hupfen. Sicher ist das wieder Ironie der Form, meisterhaft. Mit solcher Wertung befinden wir uns auf ganz eindeutigem Terrain, denn es ist längst ausgemacht, der Autor zählt zu den bedeutendsten deutschen Expressionisten. Man findet ihn in fast allen Schullesebüchern, von denen man also kaum sagen kann, sie würden sich an heiklen Produkten verweigern. Nein – in bayerischen Bildungseinrichtungen werden gar Aufsätze über „*Weltende*“ geschrieben. Aber dann gibt es freilich viele Klagen, seitens der Eltern, die das kurze Stück nicht begreifen. Zumeist bemühen sie sich ja nicht einmal darum. Sie wollen es nicht verstehen, damit sie sagen könne, für Kinder sei dergleichen zu schwer. Ganz abgesehen davon, dass Schüler es dennoch verstehen können, in der Gemeinschaft, selbst wenn die Eltern dazu unfähig sind. Denn die letzteren haben am Unterricht ja nie teilgenommen.

Fasst man zusammen, muss man sagen, es in HODDIS' Gedicht tatsächlich um das Ende einer Welt, ums Ende des Bürgertums, aber sodann ebenfalls um die Parodisierung bürgerlicher Furcht vor dem Ende, auch vor (kosmischen) Endzeiten. Hervorzuheben ist die fortgesetzte Selbstverweigerungs-Attitude. Damit kann man Künstler werden. Oder entzweigen. Weiters anführen muss man die nicht sofort erkennbare Literatur-Propaganda. Über Neues sind die Bürger verschnupft. Mit sich und der Mitwelt ist HODDIS, man ahnt es, nie ins Reine gekommen: Konflikte mit Familie, Schule, Hochschule. Schließlich psychiatrische Betreuung. So stark hatten ihn Wahrnehmungen bedrängt. Zuletzt lebte er tatsächlich Weltende. Im Vernichtungslager Sobibor wurde er umgebracht. Dort ereignete sich etwas, was man mit Entsprechungen anderswo ein vorläufiges Ende der Kultur, eine zeitweise Unterbrechung alles Zivilisatorischen heißen muss, sieht man diese Vorgänge in einem Welt-Konnex. Nicht eine Kultur des literarischen Sturms siegt, die barbarischen Stürmer siegen.